

Was ist von Tirol heute noch übrig?

Referat für die Tagung „Was ist Tirol?“ des Katholischen Südtiroler Lehrerbundes in Zusammenarbeit mit dem Südtiroler Kulturinstitut, Dietenheim, 20./21.7.2009

Auf die Frage, was von Tirol heute noch übrig ist, gibt es keine Antwort. Es gibt Antworten. Ich werde versuchen, einige der möglichen Antworten zu geben um den Preis, keinen klaren Tirol-Entwurf, keine Neugründung der Tirolität bieten zu können sondern eher einen gedanklichen Fleckerlteppich auszubreiten von dem, was Tirol war, was wir von Tirol im Kopf haben, was es real noch ist, was es sein könnte.

Ich werde Sie vielleicht enttäuschen, im Sinne von: Täuschungen aufheben. Denn vieles, was mit Tirol verbunden wird und gerade jetzt wieder eine ungeahnte Hochblüte erlebt, ist Ideologie und Mythos, ist Täuschung. Die Enttäuschung, das Aufheben oder wenigstens Durchschauen von Täuschungen, ist für mich der einzige mögliche Weg, ein schmerzhafter Umweg vielleicht, um irgendwie von einem trügerisch blendenden zu einem angreifbar gültigen Tirol zu kommen.

Dazu eine kleine Anekdote, deren Pointe ich ihnen bis zum Ende dieses Referates vorenthalten möchte: Als mich Wendelin Weingartner vor zwei Jahren fragte, ob ich nicht ein Buch über Tirol, über die Landeseinheit schreiben möchte, fühlte ich ein Unbehagen – ich wollte eigentlich nicht. Und als ich es doch tat, hatte ich das Gefühl, ich schreibe dieses Tirol in Grund und Boden, und im Hinterkopf rumorte irgendwie die Sorge, ich könnte den Ideator – und Förderer! – des Buches enttäuschen. Weingartner ist natürlich kein Tirol-Romantiker, er war sich bewusst, dass ich von dem, was für Tirol gehalten wird, nicht viel übrig lassen würde, aber er hoffte wohl, dass in der Asche etwas zu finden sein werde, was noch Gültigkeit hat. Bei der ersten Buchpräsentation las er folgenden Satz vor: „Überall, wo Gegenwart erhofft wurde, lauerte auch Vergangenheit, ... grinste daraus oft das Grauen.“¹ Das war die Enttäuschung, den Rest am Ende des Referates.

¹ Peterlini 2008: 183

Als ich das Buchprojekt begann, hatte ich das Gefühl, es mit einem politischen Leichnam oder zumindest Komapatienten zu tun haben, als müsste ich die Idee einer Tiroler Landeseinheit exhumieren oder wenigstens reanimieren. Zwei Jahre später – wir stehen mitten drin in einem Gedenkjahr – blüht oder tobt (je nach Geschmack) die Tirol-Debatte wieder, und doch vermisse ich jenes Tirol, das ich in der Asche suchte: das gültige Tirol oder jenes, das noch Gültigkeit haben könnte. Es ist viel die Rede von Freistaat Südtirol, allmählich auch von der Wiedervereinigung von Nord- und Südtirol, aber es ist wenig die Rede von jenem Tirol, das übrigbleibt, wenn wir uns von Romantik, von Nationalismus, von politischer Schaumschlägerei befreien und schauen, welches Tirol wirklich ein Gewinn für die Menschen sein könnte – denn immer, wenn die Idee abhanden kommt, dass politische Entwürfe letztlich einen Zuwachs an – modisch gesprochen – Lebensqualität, an mehr Wohlbefinden (was nicht ganz dasselbe wie Wohlstand ist), an mehr Lebensglück bringen müssen, dann sind diese Ideen Selbstzweck, Blendwerk – wie vieles von dem, was wir mit Tirol oder Freistaatlerei oder Selbstbestimmungsparolen verbinden, eine leere Hülse, eine politische Floskel ohne echten Wert.

Ich beginne, notgedrungen, bei der Vergangenheit, genauer: bei dem, was wir aus der Vergangenheit überliefert und zu einer Tirol-Idee verdichtet haben, beim Mythos Tirol, der viel weiter zurückreicht, aber 1809 seine stärkste überdauerte Prägung erfahren hat und bis in unser Gedenkjahr 2009 hineinleuchtet.

1809 – und auch schon ein paar Jahre früher – greift ein Volk zu den Waffen, und wenn es keine Waffen hat, dann zu Arbeitsgeräten wie Sense und Mistgabel, und wagt einen Aufstand gegen eine Besatzungsmacht. Es stellt sich einer Übermacht in den Weg, kann diese heroisch besiegen, wagt dann einen letzten Kampf um alles oder nichts, verliert, wird besiegt, verraten, verlassen, gedemütigt, steigt aber in der Niederlage zu seiner wahren unbesiegbaren Größe auf, heiligt sich im Sterben des Andreas Hofer zu Mantua in Banden am 20. Feber 1810.

Was ist das Faszinierende an dieser Geschichte, dass wir sie nun – allen Widerständen zum Trotz, allen Auswegmanövern (wie entkomme ich dem Gedenkjahr) – nun doch wieder gedenkend zelebrieren?

2009 meldet der Südtiroler Schützenbund Zulauf gerade unter den jüngeren Jahrgängen, mobilisiert Tausende für Aufmärsche gegen Denkmäler einer fremden, aber letztlich vertraut gewordenen Staatsmacht, einer schmerzhaften, aber letztlich ausheilenden oder zumindest verblassenden Vergangenheit: Ich habe vor rund zehn Jahren Südtiroler Jungschützen interviewt, und für sie alle war Andreas Hofer DAS Vorbild; so zu kämpfen wie er, so zu sterben wie er, sei wahres Tirolertum, wahre Heimatliebe, wahre Größe.

Zitat eines Mädchens, damals 14

„So wie der Andreas Hofer sein Volk mitgezogen hat ... so stelle ich mir vor, dass ich auch täte meine Leute mitziehen, und wenn es für mich das Leben kosten täte ... Secco, das täte ich riskieren für mein Land. Ich werde mein Land immer verteidigen, und wenn ich mit meinem Leben draufzahlen muss.“²

Sie wurden verlacht, waren Ausgegrenzte – und stehen jetzt in einem neuen Mainstream, „Dem Land Tirol die Treue“ ist unter den Jungen ein Ohrwurm geworden, ein politischer Gassenhauer, der in den Diskotheken Begeisterung auslöst und Lichterfunkeln mit angezündeten Feuerzeugen, und mitunter trägt Andreas Hofer Ohrringe und lange Haare, mitunter eine Glatze.

Was können wir 2009 von dieser Tirol-Idee, die von einer militanten Verteidigungshaltung geprägt ist, in der Asche suchen, ohne in zwei Haltungen zu verfallen, die aus meiner Sicht beide wenig weiterbringen:

die Huldigung (schon gehabt und wieder auflebend)

die Demontage (auch schon zur Genüge gehabt und wieder auf Verliererkurs)

Und vor allem, denn das ist ja mein Thema: Was können wir aus unserer Vergangenheit für die Gegenwart lernen?

² Peterlini 1998b: 94

Ich habe erst in diesen Tagen ein Zitat aus dem Mythos von Sisyphos von Albert Camus gefunden, das mir einen neuen Blick auf Andreas Hofer und auf die Tiroler Verteidigungskämpfe bis -krämpfe schenkte.

„`Das ist absurd' bedeutet: `Das ist unmöglich', aber auch: `Das ist ein Widerspruch in sich'. Wenn ich sehe, wie ein Mensch sich mit blanker Waffe auf eine Maschinengewehrgruppe stürzt, dann werde ich sein Unternehmen absurd finden. Aber das ist es nur auf Grund des Missverhältnisses zwischen seiner Absicht und dem, was ihn wirklich erwartet, auf Grund des Widerspruchs, den ich zwischen seinen wirklichen Kräften und seinem Ziele feststellen kann. [...] Eine Herausforderung, ein Groll, ein Schweigen, ein Krieg und auch ein Frieden können absurd sein. Bei jedem entsteht die Absurdität durch einen Vergleich [...] zwischen einem Tatbestand und einer bestimmten Realität, zwischen einer Handlung und der Welt, die stärker ist als sie.“³

Die Freiheitskämpfe für Tirol und sein Bündel von emotionalen Werten, die es gegen jede Übermacht der Zeit, jede Logik der Vernunft, jede Prüfung auf Sinnhaftigkeit zu verteidigen gilt, sind ein absurdes Unternehmen, sind das Werk des Sisyphos, der seinen Stein völlig sinnlos gegen die Schwerkraft stemmt und hochschleppt, wissend, dass er wieder hinunterrollen wird, aber in seinem Zorn, mit dem er sich allemal aufs Neue gegen den Stein stemmt, begründet Sisyphos, laut Camus, letztlich für sich selbst seine Würde und seine Freiheit, die Freiheit, das Sinnlose doch zu tun, doch zu wagen, weil es sinnlos ist und weil er es letztlich in einer Unfreiheit tut, die er schulternd zur Freiheit macht.⁴

Mit Andreas Hofer verbinden wir die Idee eines braven Mannes, der sich in größter Not vor sein Volk stellt und mit diesem einen aussichtslosen Kampf gegen einen fremden Eindringling führt, mehrmals siegt gegen jede Übermacht, dann verliert, erschossen wird, aber in dieser letzten Erniedrigung erhöht wird. Es ist letztlich die Geschichte des Menschen in seiner – mit

³ Camus 1942: 30

⁴ Camus 1942: 98-101

Martin Heidegger gesprochen – Geworfenheit⁵, seiner Ausgesetztheit, Verlorenheit in der Welt, seinem Wissen um die Übermacht der Vergänglichkeit seines Tuns und seiner Wertewelt, der Übermacht von Tod, Gebrechlichkeit, Krankheit, Niederlage, Kleinheit, Begrenztheit, der trotzdem einen Ausweg sucht, einen absurden Ausweg, der schließlich doch im Tod endet, aber eine neue Hoffnung stiftet für die, die denselben Stein stemmen werden, denselben verzweifelten, sinnlosen Anlauf immer aufs Neue unternehmen werden ... oder müssen.

Unverkennbar erkennen wir im Tiroler Mythos auch Züge des biblischen Mythos, mit einem entscheidenden Unterschied:

Auch das Volk Israel wird von Feinden bedrängt, muss sich verteidigen, aber es wird seiner Heimat entrissen, lebt im Exil, macht sich auf den Weg zurück in die Heimat, nach Jerusalem, um doch immer wieder aufs Neue in Knechtschaft zu geraten, vertrieben zu werden.

Das Tiroler Volk **hat** eine Heimat, es lebt in einem sicheren Adlerhorst, im Land im Gebirge, es muss – vordergründig betrachtet – nicht weichen, wohl aber verhindern, dass es überrollt, überfremdet, überflutet wird von fremden Eindringlingen, die es knechten wollen – im eigenen Land. Überrollt werden, überfremdet werden, überflutet werden, im eigenen Land übervorteilt werden: klingen da nicht auch sehr gegenwärtige Ängste durch vor stärkeren Mächten, denen wir nicht gewachsen sind, die von außen herein wollen, die unsere schöne Heimat kaputt machen, die unsere Ersparnisse hinweg reißen, die uns zu Fremden im eigenen Land machen?

Wir können die französische Revolution, die ab 1796 auch in Tirol einmarschieren will, als eine Frühform von Globalisierung betrachten – als ein alles Alte überrollendes, über alles Gewachsene hinwegfegendes Neues, alle Sicherheiten raubendes Gewaltereignis (erlebt wie eine Naturgewalt). Das lässt uns vielleicht besser verstehen, welche Allergiereaktionen heute, welche irrationalen Angsthaltungen durch neue Fremde, durch aktuelle globale

⁵ Heidegger 1927, §29: 135

Entwicklungen, durch gegenwärtige natürliche oder übernatürliche Ereignisse wie die internationale Finanzkrise oder Migrationsbewegung ausgelöst werden, in den Medien auch jüngst noch häufig als „Flut“ bezeichnet. Letztlich geht es darum, dass durch Entwicklungen, die von außen ins Land kommen, Bestehendes, Vertrautes, Gewohntes umgerissen wird, gefährdet wird – und dass die Tiroler in die Verteidigungshaltung gehen: gegen das das Neue, Fremde.

Unsere Welt, so täuscht es der Mythos vor, ist in Ordnung, solange nur niemand von außen ins Land will. Dass aber andere herein wollen, ist zugleich **die** Grunderfahrung der Menschen dieses Lebensraumes. Wohl schützt er, ist er geschützt als Alpenfestung oder Adlerhorst, aber nicht genug: Immer ziehen Völker durch, die letztlich alle stärker sind als wir, und immer, so lernen wir es ja schon beinahe mit der Muttermilch, haben die Tiroler ihr Land verteidigt. Und wir vergessen dabei, dass wir daran, dass wir dieses Land immer relativ erfolglos verteidigt haben, dass wir also das Neue nicht gänzlich aussperren konnten, dass wir unsere Grenzen durchlässig machen mussten – eigentlich immer gewonnen haben. Das Land der Vielfalt, der Begegnung, der durchziehenden Kaiser, Kulturen, Ideen, Reichtümer, das Tor zum Süden.

Zwischen diesen Polen – zwischen Abwehr und Aufnahme des Fremden, Neuen – schwankt das Tiroler Weltbild, und der Fehler, den wir gerne machen (sollen wir Andreas Hofer huldigen oder ihn verfluchen?), ist dass wir das eine ohne das andere denken, aber beides gehört zusammen: die Abwehr ist vielleicht eine, wenn auch folgenschwere, mit hohem Glückspreis bezahlte Notwendigkeit – ein notwendendes Verhalten – dafür, dass wir einigermaßen aufnehmen können, was schließlich doch unseren Abwehrwall durchbricht. Und umgekehrt: das Aufnehmen des Neuen ist am Ende die einzige Möglichkeit, mit den Niederlagen in den Abwehrkämpfen einigermaßen umzugehen. Im Mythos verschleiern wir diese Ambivalenz, diese Balance, dieses Zusammenspiel zwischen Abwehr und Aufnahme. Im Mythos stellen wir den Fokus auf die Abwehr, nicht auf die Aufnahme: Die Heimat wird verteidigt gegen einen fremden Eindringling.

Ein solche Kultur bietet Vorteile, aber auch den Nachteil unerledigter Hausaufgaben: Ich muss mich mit den Rissen in der eigenen Familie nicht befassen, solange ich mit dem bösen Nachbarn kämpfe, der böse Nachbar eint die Familie über alle möglichen Gräben hinweg.

Ich muss mich mit den Rissen in mir selber nicht befassen, solange ich alles auf böse Mitmenschen – oder auf ein ungnädiges Schicksal – abladen kann.

Sodann: Das Aufbegehren gegen Eindringlinge von Außen ist ein gutes Ventil für Aggressionen, die gegenüber dem eigenen Herrscher – heute können wir dafür System einsetzen, Wirtschaftssystem, politisches System – nicht auslebbar sind. Im Kampf gegen das Fremde erspare ich mir die Auseinandersetzung mit der eigenen Herrschaft, mit dem eigenen System, mit der eigenen Kultur.

Und beides ist prägend, für das, was wir als Tirol-Idee tradiert haben: Für unsere Herrscher (Gott, Kaiser, Vaterland) in den Kampf zu ziehen gegen Bedrohungen von außen, einig zu bleiben als Volk und dem Konflikt mit dem eigenen Herrscher auszuweichen, in Harmonie mit dem eigenen System zu bleiben – das macht das Leben unendlich viel leichter, als mit dem eigenen System zu hadern, in Opposition zu treten und die Einigkeit als Volk, als Gruppe zu gefährden.

Wie leicht schimpfen wir gegen die internationale Finanzwelt und wie schwer tun wir uns damit gegenüber der heimischen Bank um die Ecke,.

Wie leicht schimpfen wir über die EU, und wie schwer tut sich Opposition draußen im Dorf.

Den Splitter im Auge des Anderen erkennen wir, den Balken im eigenen Auge nicht.

Dreihundert Jahre vor der Französischen Revolution, vor Andreas Hofer dringt ebenfalls schon Fremdes von draußen rein: die protestantischen,

lutherischen Ideen, die um 1525 in Tirol zu den ersten dokumentierten Bauernaufständen führen, aber: nicht gegen fremde Herrscher, sondern gegen die eigenen, nicht gegen Bedrohung von außen, sondern gegen innere soziale Widersprüche. Die neuen Ideen werden von Bauern, Habenichtsen, Bergwerksknappen begierig aufgenommen, unter Michael Gaismair entwirft sich Tirol für einige Sternstunden lang neu – eine damals utopische Landesordnung mit sozialem Zuschnitt und dem Schnitt von Herrschaftsprivilegien.

Wir wissen, wie es geendet ist: die Aufstände werden blutig niedergeschlagen (47 Hinrichtungen binnen weniger Wochen auf dem Brixner Domplatz, Lug und Trug und Militär gegen Gaismairs Revolution, schließlich seine Ermordung), die Ordnung wiederhergestellt. Die Formel für die künftige Tiroler Einheitsidee stammt aus einem altrömischen Rechtsprinzip, wird aber nun europaweit und auch in Tirol gnadenlos angewandt: cuius regio, eius religio. Wem das Land gehört, der bestimmt die Religion. Tirol hat nicht mehr nur vorwiegend, sondern nur noch katholisch zu sein. Gezielt werden die Jesuiten ins Land geholt, in der Herz-Jesu-Frömmigkeit wird eine dankbare Vorlage mit raffinierter Propagandakunst zum Landesmythos verdichtet: das Volk ist dem Herzen Jesu treu, das dem Kaiser treu ist.

In dieser nicht vom Himmel gefallen, sondern vom Herrschaftssystem etablierten Tradition – weil es das Regieren erleichterte, eine religiös einheitliche und sozial gehorsame Bevölkerung zu haben – traten 1797 die Landstände – und zwar von Landesfürst und Kaiser aufgerufen – zusammen und legten den feierlichen Schwur ab, den wir als Herz-Jesu-Schwur in Erinnerung haben. Sie geloben dem Herzen Jesu ewige Treue, auf dass dieses ihnen im Kampf beistehen möge. Später wurde das „Verlobnis“ mit nachhaltiger Wirkung zu einem „Bund“ mit dem Herzen Jesu umgedeutet, der „Herrgott“ wurde zum Bundesgenossen der Tiroler, ein Heranrücken an das auserwählte Volk. Und während sich die Landstände gegen die Wiener Bevormundungen wenige Jahre vorher mit hilflosen Protestadressen gewehrt hatten, greifen sie gegen den fremden Herrscher zu den Waffen. Die Bayern hatten – wenn auch reichlich unsensibel in der Durchführung – nicht recht viel anderes gewollt als die Habsburger einige Jahre zuvor, eine Modernisierung

nach dem Modell des aufgeklärten absolutistischen Staates, mit manchem Privilegienentzug für Adel und Kirche und manchen Freiheiten für das Volk. Doch dafür war man blind. Den Tirolern begegnete 1809 das Moderne, das Neue in Gestalt eines fremden Herrschers, in fremder Uniform. Und an diesem kann die Wut, die gegen die eigenen Herrscher unterdrückt worden war, entladen werden. Was 1525 möglich war, das Aufnehmen revolutionären Gedankengutes von außen als Zündstoff für eine Revolution nach innen, war 1809 nicht mehr möglich, das Volk hat die Lektion gelernt.

Wir können die innere Vereinheitlichung Tirols, die wir bis heute gern als Identität feiern, durch sozialrepressive Maßnahmen, durch Bereinigungsaktionen über die Jahrhunderte herauf verfolgen: Im Ausmerzen von Ungereimten oder Unbekanntem, im Verbrennen des dem Manne Unheimlichen an der Frau in der Gestalt der Hexen, schließlich am sozial Lästigen in der Gestalt von Landstreichern, Bettlern, und Malefizbuben, in der Verfolgung und Vertreibung von Protestanten, Hutterern, Wiedertäufern schuf sich das Land seinen Einheitsmythos: ein nicht nur nach außen, sondern nach innen einiges Land mit einer klaren, sauber geschnitzten Identität. Verfolgung von Sozialaufständlern, Hexenverbrennung, Vertreibung Andersgläubiger ist natürlich keine Tiroler Spezialität, keine Tiroler Exklusivität. Aber im Schutze eines Mythos, der Gott zum eigenen Bundesgenossen macht, der die Verschmelzung mit dem Herzen Jesu anbietet, der das Unrecht immer außen, das Recht immer bei einem selbst ansiedelt, konnte das Land seine Leit- und Leidkultur entwickeln.

In diesem Mythos wird zugleich etwas ausgeblendet, was im biblischen Vorbild zentral ist: nämlich der Heimatverlust durch den Exodus, durch den realen Verlust des Landes durch eigene Auswanderung. Das lässt auf Sigmunds Freuds Mythendeutung als Schiefheilung⁶ zurückgreifen: der Mythos als große Erzählung, um verdrängte Not zu lindern, einigermaßen, aber eben nur schief heilend, falsche Haltungen festigend.

Fremdherrschaft war In Tirol nicht nur eine Bedrohung von außen, sie war eine Grunderfahrung von Tirolern über Generationen hinweg. Wie frei war der Tiroler Bauer wirklich? Er war kein Leibeigener, aber er war abhängig von der

⁶ Freud 1921: 132

Gunst des Fürsten, der Kirche und deren Abgabeforderungen. Freier Bauer wurde in der Regel nur einer auf dem Hof, lange bemerkenswerter Weise der Jüngste, später der Älteste. Den anderen blieb die Wahl, als Knecht auf dem eigenen Hof oder bei einem fremden Bauern, bei einer fremden Herrschaft zu dienen, also zu weichen, zu gehen. Wir haben das Schicksal von Generationen von Kindern, die zum nackten Überleben in die Fremde geschickt werden mussten. Was sagt unser Leitmythos dazu? Nichts. Er blendet es aus, er heilt es schief in der Vorstellung einer sicheren Heimat, deren Bedrohung immer nur von außen kommt, und erzählt nie von innerer Not, eigener Knechtschaft, eigenem Magddasein– Katharina Lanz, die in Spinges 1797 so heldenhaft die Franzosen mit der Heugabel von der Friedhofsmauer gestoßen hat, wird das Mädchen von Spinges genannt, was schön umschreibt, dass sie 1797 schon 26 Jahre war, Mädchen also Magd bedeutet, eine Rechtlose, die letztlich eine einzige Chance gehabt hätte, um sozial aufzusteigen, geheiratet zu werden – der heldenhafte Tag von Spinges war schnell vergessen, Katharina Lanz starb 1854 vergessen als Häuserin des Pfarrers von Andratz in Buchenstein, eine bitterarme Gegend damals, eine arme Gegend auch heute noch.

Diese Seite der Tiroler Geschichte ist nicht unterschlagen, bestens aufgearbeitet, hervorragende Fachliteratur – aber im Mythos findet sie keinen Platz: die Tradition der Armut, der weichenden Erben, der Heimatlosigkeit von Kindsbeinen an, der Knechtschaft auf dem eigenen Hof oder auf dem Hof des Nachbarn, der Zukunftslosigkeit der meisten Töchter, wenn sie nicht nach oben heiraten konnten – all dies weicht im Mythos dem Bild des Volkes, das angeführt von Andreas Hofer die bösen Weltmächte niederzwingt und selbst in der Niederlage, selbst im Tod seine Größe und Würde bewahrt. Hofer, nicht Gaismair hat – obwohl beide Bauernaufstände anführten – unseren Mythos geprägt: Hofer hat einen nationalen Kampf **für** die eigene Obrigkeit, Gaismair einen sozialen Kampf **gegen** die eigene Obrigkeit geführt.

Näher läge uns ja das soziale Thema (weit gefasst als das Lebensweltliche, in einer freien Interpretation des Habermas'schen Konzeptes⁷), es ist

⁷ Habermas 1981

gewissermaßen das Hemd des eigenen Lebensglückes gegenüber dem Waffenrock der Landesverteidigung, aber diese Frage – wie geht es uns Menschen in welcher Art von politischem und sozialem Modell wirklich besser? – könnte eine Gesellschaft in Konfliktgruppen teilen, sie in Konflikt bringen mit der eigenen Obrigkeit (dem Herrscher, dem Wirtschaftssystem, den Wohlstandsgewinnern). Das nationale Thema lenkt davon ab: Knechtschaft, das Dienen unter fremden Bauern, der Verlust „des Hoamat“ (des Heimathofes), den nur einer von den Brüdern und nur im extremen Ausnahmefall ein Mädchen bekommt, dieser vermutlich schwer kränkende Heimat-Verlust wird verlagert, wird ausgelagert in den Kampf gegen die Bedrohung von außen: der soziale Abstieg vom Herrn zum Knecht drohte über Generationen hinweg jedem in der Reihenfolge falsch geborenen Tiroler Sohn, und genau diese Formulierung „Abstieg vom Herrn zum Knecht“⁸ verwendet Claus Gatterer für die Erfahrung Südtirols unter dem Faschismus. Was verrät sich da in der Sprache, unserem kollektiven Gedächtnisspeicher?

Kann ich dem Vater böse sein, dass Mädchen fast gar nichts wert sind, wenn sie nicht standesgemäß heiraten, ihnen nichts anderes bleibt als Magd eines Bruders oder einer Schwägerin das Leben zu verdingen für ein paar Schuhe im Jahr und wenig mehr. Kann ich dem Vater böse sein, weil nur ein Sohn vom Hof leben kann – und ich gehen muss. Muss ich mich schuldig fühlen, weil ich als einziger den Hof kriege?

Nein, ich verdränge solche Kränkung und Belastung. Ich spalte sie ab. Und ich projiziere sie: in Fantasiebilder hinein wie Hexen und grauselige Gestalten, an denen ich dann mein eigenes Unglück, meine eigene Ungereimtheit vernichtend bekämpfen kann. Ich projiziere sie auf den Staat, das Vater-land, auf das System, auf die Herr-schaft, aber auch das ist schwierig, denn da droht mir etwas, was ich auch vermeiden will: der soziale Ausschluss, der soziale, oft auch der reale Tod. In Konflikt zu treten mit der eigenen Herrschaft war meist real lebensgefährlich, ist aber auch psychisch und ökonomisch schwer auszuhalten, kostet die Kraft, die meist nur wenige aufbringen. Ich kann diesen Kampf fast nur führen, wenn ich mir – was Terroristen tun – meinen Staat/mein Land/mein System/meinen Herrscher

⁸ Gatterer 1969: 15

fremd mache, wenn er mit mir nichts mehr zu tun hat, weil er der Staat einer anderen Klasse, weil er der Klassenfeind ist. Oder wenn ich **mich**, was Dissidenten tun müssen, meinem Staat fremd mache, wenn ich ausschere aus der Mehrheit – wofür ich leicht als Verräter abgestempelt werde, zum Judas. Das ist die Schattenfigur unseres Mythos, eine schwere Schiefheilung, denn sie krümmt tatsächlich den Rücken, macht uns bückeln, verpönt das Aufbegehren gegen die Mehrheit, verpönt das Oppositionelle, außer es richtet sich gegen vorher ausgewiesene Feinde (das liberale Wien, nicht den Kaiser). In diese Denkfigur des Verrates wird all das Abweichlerische projiziert, das Gesellschaften von innen her verunsichern würde: die Widerständler, die Deserteure, die Systemgegner, die Verweigerer. Oder all das, was mir mein Zurechtrücken der Wirklichkeit gefährdet – in Südtirol gab es für kritische Historiker das Etikett Nestbeschmutzer, spucken in die Suppe, aus der sie essen. Auflehnung nach innen ist äußerst schwierig, nach außen – gegen das fremde Vater-land, den fremden Herrscher, den fremden Feind – bläht sich dagegen das letztlich gekränkte Tiroler Ego auf.

Wie sehr zugleich 1809 sich in der Wut auf die Bayern auch Wut auf die eigenen Herrscher, Herrschaftsverhältnisse entlädt, zeigt sich in der Entfesselung und Verrohung der Spätphase, den Novemberaufständen, wenn unter den Freiheitskämpfern häufig der Spruch auftaucht, jetzt gehen wir „Herrische“, „Herren derschlohn“.⁹

Jetzt verstehen wir vielleicht, was den Hofer-Mythos so faszinierend macht. Er saugt das Belastende aus unserer Geschichte und Gegenwart auf, verklärt es in einer schönen Erzählung zum Mythos eines Mannes, der sein Volk einigt, gegen einen fremden Herrscher aufbietet und der in der Niederlage selbst den Tod erträglich macht. In der Verklärung von Hofers Tod heilt Tirol nicht nur ein Kapitel seiner Geschichte, sondern heilen wir ständig auch unser unbewusstes Wissen um unsere Zerbrechlichkeit, heilen wir auch unsere Todesangst – wenn wir ehrenvoll sterben, wenn wir als Helden sterben, sterben wir in die Ewigkeit hinein. Sonst fallen wir in die ewige Verdammnis wie Judas.

⁹ Blaas 2005: 258ff, 275

Nur zwei Beispiele, wie dieser Mythos weiterwirkt. Zunächst im Tiroler Kulturkampf (als Tirol in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts dringend benötigte Wiener Schulreformen und Lockerungen der Glaubenseinheit ablehnt), und zwar mit direkter Berufung auf Andreas Hofer:

„Wenn sich aber irgendwo ein paar Gendarmen in einem einsamen Ort sollen ertappen lassen, so werden sie überfallen und gerichtet werden. (...) Die Regierung wird dann gezwungen sein, eine größere militärische Macht ins Tal zu schicken, und wenn dann der Druck größer wird, so wird auch der allgemeine Kampf losbrechen. Die Passeirer bauen für den Fall auf die Beihilfe des ganzen Tiroler Volkes, und ein zweiter Andreas Hofer wird sich schon finden.“¹⁰

Pater Sebastian Heinz, Pfarrer von St. Martin, nachdem der Bezirkshauptmann die staatlichen Schulinspektionen angeordnet hatte

Das war 50 Jahre nach Andreas Hofer.

Und 150 Jahre später: Dieselbe Vorstellung, das Passeiertal gegen staatliche – nun freilich italienische – Polizei durch Schützenverbände freizukämpfen, wird 1961 Jörg Klotz ebenfalls mit Berufung auf Andreas Hofer hegen. Der Mythos liefert Vorbilder, Rollenangebote für das Verhalten in Konfliktsituationen. Und er erschwert konstruktive oder auch nur neue, andere Lösungen. Nicht die Geschichte wiederholt sich, sondern: wir wiederholen die Geschichte, wenn wir die uns vorgegebenen Handlungsmuster nicht durchschauen, ihre Verklärung – ihre Täuschung – nicht aufheben.

Die Tiroler Identität ist eng mit der Idee der Einheit verbunden: die Landeseinheit war freilich nicht von Gott gegeben, sondern durch dynastischen Zugriff nach und nach entstanden, die soziale Einheit im Sinne eines loyalen Volkes und eines verehrten Herrscherhauses wurde gewaltsam durchgesetzt, die kulturelle und religiöse Einheit durch systematische Volksmission, Verfolgung und Vertreibung der „Anderen“ erreicht. Die Tirol-

¹⁰ Fontana 1978

Idee bestand in einem Gebiet mit einer Bevölkerung selben Glaubens, selber Kultur und verdrängter – oder durch die Landstände unter Kontrolle gehaltenen – sozialer Unterschiede. Die sprachliche Einheit war lange kein Thema, Tirol war das Gebiet, in dem Menschen gleichen Glaubens in Treue zu ihrer Dynastie standen. Die Sprachgrenze als Idealtypus der Staats- oder Landesgrenze ist eine Erfindung aus jener Zeit, als sie abhanden kommende Sicherheiten ersetzen musste – die Krise der Dynastien durch die bürgerlichen Revolutionen und das Freiheitsbedürfnis wachsender Bildungsschichten. Die Beteiligung breiterer Bevölkerungsschichten an der Schriftlichkeit, das wachsende Regelungsbedürfnis für Verwaltungsabläufe und Wirtschaftstreiben ließ die Volkssprache (Deutsch oder Welsch) zur Literatur-, Amts- und Nationalsprache werden, während das supranationale Latein seine Bedeutung verlor.

Von da an wird Einheit/Identität zunehmend national verstanden, als Einheit von Volk, Staat und Sprache. Jetzt wird das „cuius regio, eius religio“ zum „cuius regio, eius natio“, das eine als Matrix für das andere und beides, wie alle Einheits- und Reinheitsillusionen gefährlich. Welsch- und Deutschtirol driften ab 1848 sichtbar auseinander. Die Welschtiroler orientieren sich in der Frankfurter Paulskirche eher an liberalen Ideen, schöpfen sie doch von daher Hoffnung auf eine Schwächung der Monarchie und auf eine Stärkung der nationalliberalen Strömungen im werdenden Italien, die Deutschtiroler beharren auf die Formel Gott, Kaiser und Vaterland.

Um 1900 bricht an dieser Frage Tirol innerlich auseinander, Deutschtirol hält an der Abwehrtradition fest, die nun auch das Welsche einschließt – und damit sind die Welschtiroler das Fremde im Eigenen, werden sie abgespalten und ausgewiesen aus der Tirolität, schließen sich auch selbst daraus aus, indem viele Trentiner Intellektuelle sich am italienischen Einheitsgedanken orientieren. Nun wird das Deutschtum zum wichtigsten Requisit des Tirolertum, was es vorher nicht war, wird das nationale Prinzip über das territoriale gestellt: Worin die Schweiz ihren Gründungsmythos gefunden hat, nämlich in einer sprachübergreifenden eidgenössischen territorialen Einheit, scheitert Tirol – an der Abspaltung des Nicht-Deutschen von der wahren Tirolität.

Wir können sagen: Tirol zerbricht an der Unfähigkeit, das Fremde/Andere im eigenen Land anzunehmen. Solange das Fremde von außen kam (ob es nun die Bayern oder auch die Schweizer waren), spielte es keine Rolle, welche Sprache sie sprachen, sie wurden ihrer Herrscher und ihrer Fahnen wegen bekämpft, aus Treue zum eigenen Herrscher und zur eigenen Fahne. Als sich die innere Konfliktlinie auftat zwischen deutschen und welschen Tirolern, wurde diese Einheit verspielt.

Und an dieser Frage, am Umgang mit dem Fremden – dem eigenen und dem, was von draußen rein kommt – ist jede Tirol-Debatte auch in der Gegenwart zu messen. Es ist auffallend, wie in der jüngsten Selbstbestimmungsdebatte zwar ansatzweise davon die Rede war, dass auch die italienische Bevölkerung Südtirols „mitgenommen“ werden müsse (die großteils liebend gern darauf verzichtet), das Modell aber letztlich ein deutsches oder klar mehrheitlich deutsches Tirol war.

Vom alten dreisprachigen Tirol – das für mich das einzige Tirol sein kann, wenn historisch gedacht wird, sonst könnten wir genauso den ewig bekämpften Anschluss an Bayern oder die Schweiz fordern, wo es uns vielleicht gar nicht schlechter gegangen wäre – flackert da und dort noch etwas Nostalgie auf, etwa wenn in Trentino und Ampezzo Schützenkompanien gegründet werden, ein gemeinsamer Patriotismus, möchte man meinen, der aus alten Geschichten und Kriegszeiten schöpft – das kann Chancen bieten, aber etwas macht auch misstrauisch daran, wohl das Missverhältnis zwischen Vergangenheit und Gegenwart: Gesamttiroler Gemeinsamkeit wächst in patriotischem Impetus sogar über die Sprachgrenzen hinweg, wenn sie sich auf das gemeinsame Sterben in den Schützengräben beruft. Wo es ums gegenwärtige Begegnen ginge zwischen den Sprachgruppen (etwa in Bozner Schulen und Kindergärten), werden die Mauern verteidigt und Sprachtests gegenüber Italienern und Ausländern verlangt. Bei den Schützenfesten schießt man gemeinsam die Vorderladerattrappen leer, im realen Nebeneinander schließt man einander aus den Bildungseinrichtungen aus.

Über das Auseinanderleben der drei alten Tiroler Landesteile muss nicht lange referiert werden, wir haben es – wenn wir uns nur ein wenig enttäuschen – klar vor Augen. Die Schaffung unterschiedlicher Verwaltungseinheiten, zum Teil in unterschiedlichen Staaten, bildet auch unterschiedliche Interessen, Raumwahrnehmungen heraus – ein Jugendlicher in Innsbruck empfindet Südtirol nur noch ganz schwer als etwas, was mit ihm zu tun hat, und noch schwerer dürfte er sich mit dem Trentino tun. Und welche Mühe macht es uns, eine Gemeindekrise im Stubai als irgendetwas zu empfinden, was mit uns zu tun hat? Wie schnell ist in der Kürze einer Zeitungsnachricht, dass die Trentiner uns den Autobahnpräsidenten weggenommen haben, alles dahin, was an rhetorischer Wiederannäherung zwischen Südtirol und dem Trentino zuvor beschworen wurde. Da sieht man wieder, wie sie sind.

Was es von Tirol noch gibt, ist Erinnerung, die plötzlich auch aufleben kann: die Erinnerung an den Großvater, an Fahrten hinein oder hinaus, an Herkünfte, die oft kreuz und quer gehen, Osttiroler mit Wurzeln in Arco, Neumarkter Auswanderer in Landeck, Nordtiroler Unternehmer mit Kusins in Natz-Schabs. Und es gibt noch ein Tirol der Nützlichkeit, das aus der Nachbarschaft entsteht, aus der Kooperation geteilter, aber naher und gegenseitig bedürftiger Märkte entstehen kann, Osttirol ist für Südtiroler Betriebe ein attraktives Expansionsland geworden. Dieses Tirol muss man nicht schaffen, es ist überall da, wo Menschen einen Sinn darin sehen, sporadisch im Privaten, zufällig, aus Verwandtschaftsgeschichten, aus Nützlichkeit. Wird das wachsen? Oder bleibt es in den Grenzen von Marktegoismus (es werden ja die Osttiroler Tischler schon im Pustertal als Konkurrenz empfunden)? Werden die Verwandtschaftslinien in ein, zwei, drei Generationen ganz zerfallen oder werden sie sich erneuern, weil irgendwie immer über die Grenzen hin und her geheiratet worden ist? In der Kultur gibt es gegenseitige Neugier, Bekanntschaften, Freundschaften.

Aber so wie es dieses Tirol gibt, das irgendwie da und schon verbunden und ein bisschen vernetzt ist, gibt es auch ein Tirol, das seine Verwandten vergessen hat, das wirtschaftlich in anderen – engeren oder viel weiteren – Zusammenhängen arbeitet, das müde geworden ist davon, dass immer etwas zu tun ist für eine Tiroler Gemeinsamkeit, deren Sinn abhanden gekommen

scheint. Was soll es für einen 18-jährigen Oberschüler in Meran, der vielleicht in Bozen oder in Wien oder in Mailand oder in Trient studieren wird, für einen Sinn haben, die Tiroler Gemeinsamkeit zu pflegen oder auch nur zu denken? Die Koordinaten sind: das Dorf, die Stadt, die Studienstadt, der Ort, wo Freunde und Freundin sind, vielleicht der Ort, wo man zum Arbeiten oder für ein Erasmusjahr hinzieht. Übers Internet ist für einen Innsbrucker Jugendlichen Bozen gleich nah oder weit wie Berlin und New York. Ist es da ein Wunder, dass von Tirol vor allem jener Mythos überlebt hat, dieser blutleer gewordene Verteidigungskult, der umso mehr Macht gewinnt, je weniger an Gestaltungsmöglichkeit eines realen, gültigen Tirols da ist? Frei nach Habermas: je ärmer, je weniger vorhanden, je weniger gepflegt die Lebenswelt, desto mächtiger der Popanz der hohlen politischen Idee, über die eine Verständigung nur in der Logik von Macht (wer ist stärker, wer ist schwächer) – und das läuft auf Feindseligkeit hinaus – ein Wort, das man sich auf der Zunge zergehen lassen muss: feind-selig, das Glück gegründet auf die Existenz des einigende Feindbild. Je weniger reales, lebensweltliches, gültiges Tirol, desto mehr das aufgeblasene und feindselige. Und umgekehrt: je mehr dieses feindselige Tirol, je mehr der blutleere Mythos vom erschossenen Hofer als politischer Dauerauftrag über Generationen hinweg fortleben darf, desto weniger wird Kraft und Zeit und Fantasie und Gestaltungswille da sein, ein reales, lebensweltliches Tirol zu bauen.

Damit komme ich an den Knackpunkt zurück: Tirol muss, um neu gebaut werden zu können, wieder zur territorialen, sprich lebensweltlichen Idee werden, nicht zur Idee einer ideellen Einheit, die abwechseln mit ethnischen, sprachlichen oder religiösen oder rassistischen Inhalten gefüllt wird: ein Gebiet, eine Lebenswelt, die zusammenbetrachtet bessere Perspektiven bietet als dreigeteilt.

Jedes Land einmal für sich besehen: Nordtirol, ein österreichisches Bundesland, keine Minderheitenthemen außer jenen, die auch Österreichs Tradition der Multikulturalität auf die Probe stellen. Das Bundesland Tirol, ließe sich sagen, braucht keine Tiroler Gemeinsamkeit mehr, ist nicht bedroht, ist lebensfähig, hat mit rund 675.000 Einwohnern auch Potential für Entfaltung und Entwicklung, eine leistungsfähige Wirtschaft, weniger

subventionsabhängig als jene in Südtirol, kulturell lebendig, manches auf hohem Niveau, das Landestheater, die Festspiele, das Untergründige in Kellertheatern und BeisIn. Vom Trauern um das verlorene Südtirol kann das Tirolische hier nur noch in wenigen Zirkeln unbeirrter Verliebtheit zehren. Was auffällt: der Blick nach Süden, ein unbelasteter, neugieriger Blick auf das Italienische. Südtirol hat, was Nordtirol nicht hat, ein Stück Italien, nach dem sich der Norden sehnt, „das Italienische“, das Südtirol einerseits politisch traumatisierte, andererseits fruchtbar überschwemmte. Davon schwingt etwas mit, wenn Nordtiroler über den Brenner, wenn Osttiroler über die Winnebacher Grenze nach Südtirol fahren, um eine Pizza zu essen, aber auch, wenn von Kulturkreisen, von Bildungsinstitutionen das gleichgültige, mit sich beschäftigte Südtirol beinahe übersprungen wird, um Zusammenarbeit mit dem Trentino zu suchen.

Das Trentino: Rund 470.000 Einwohner, eine in Schwung gekommene Wirtschaft, ein offener Austausch zum Veronesischen, ein offener Austausch nach Norden, kulturell unterschätzt. Auch das Trentino bräuchte keine Tirolität mehr. Wozu denn auch? Es ist geworden, was sich seine Irredentisten gewünscht haben – ein Stück Italien und, durch Alcide Degasperis Geschick, doch ausgestattet mit einer Autonomie, die es abhebt von Italien. Aber auch da ein auffallendes Interesse: Er würde sich schämen, „tirolese“ genannt zu werden, hatte Landeshauptmann Lorenzo Dellai zu Beginn seiner Amtszeit erklärt, mittlerweile spricht er vom „Land Trentino“, blickt nach Südtirol und –mehr noch – über Südtirol hinweg hinaus nach Nordtirol. Die Aufwertung des Deutschunterrichts an Trentiner Schulen ist kein Exotikum mehr, sondern eine Investition in kulturelle und wirtschaftliche Anschlussfähigkeit. An der Innsbrucker Universität gibt es einige Trentiner Doktoranden.

Und dazwischen liegt unser selbstbewusstes, selbstgefälliges Südtirol. Braucht Südtirol Tirol noch? Einige ewig Verliebte glauben ja, Martha Stocker etwa oder Marjan Cescutti, aber Landesleitkultur ist das nicht. Südtirol ist durch die Abtrennung von Tirol, von Österreich in eine unglücklich glückliche Lage gerückt, es zog alle Aufmerksamkeit, alles Tirolisches Empfinden an sich, wurde zum eigentlichen Alleinerbe es Tiroler Verteidigungsmythos, aber auch belastet mit der Pflicht der Feindbilderhaltung, denn es war –

oberflächlich betrachtet – das letzte bedrohte Stück Tirols, die anderen (Trentino bei Italien, wo es hinwollte, Nord- und Osttirol bei Österreich, wo sie hingehörten) waren ja, wie man sagt, im Scherben. Mit der Entwicklung vom „Volk in Not“ zum Erfolgsmodell kippte Südtirol in Selbstherrlichkeit und Arroganz. Rund 490.000 Einwohner, das einzige Stück Tirol, wo die Dreisprachigkeit prägend ist: 69 Prozent sind deutschsprachig, 26 Prozent italienischsprachig, vier Prozent ladinisch. Es mag Ausdruck der Südtiroler Nabelperspektive sein, aber vielleicht liegt gerade in dieser sprachlichen und kulturellen Komplexität eine Aufgabe, die das ganze Tirol fordern und bereichern könnte. Nicht der Freistaat Südtirol, der eine provinzielle Anmaßung und Selbstüberschätzung ist, nicht die Wiedervereinigung von Nord- und Südtirol, das einen Teil des alten Tirols abhalfert und damit zwangsläufig in den Anruch eines deutschnationales Projektes kommt, wohl aber das alte Tirol von Kufstein bis Borghetto wäre ethnisch ausbalanciert und könnte erstmals nach der Verirrung des späten 19. und frühen 20. Jahrhunderts – die ethnisch-nationale Spaltung aufheben. Daran, woran Tirol zerbrochen ist, muss es, wenschon, wieder geheilt werden. Das wäre Grund genug, ein neues Tirol zu bauen.

Andere Gründe gibt es auch, aber sie lassen sich leichter durch die Negativfrage erkennen: Was geht verloren, wenn man dieses Tirol allmählich sich verflüchtigen lässt? Es dürfte schwer sein, den Abstieg der drei Tiroler Länder zur Provinz auch nur ein wenig abzufangen, wenn sie sich nicht an einem größeren Rahmen orientieren. Das Trentino bedarf Tirols, wenn es auch an den Norden angebunden sein will, Nordtirol bedarf Tirols, wenn es den Süden ins Land wirken lassen möchte. Südtirol riskiert, ohne die Perspektivenerweiterung, schlicht den Rückzug auf sich selbst, die geistige, kulturelle, wirtschaftliche Implosion. Das Land ist klein, hat eine dünne Personalausstattung, einen eingezirkelten geistigen Horizont, es leidet unter der Verstümmelung von Demokratie und Medienlandschaft, der Zerstörung seiner Vielfalt durch Annexion und Faschismus und dem daraus folgenden Einheitsdruck, der vielleicht notwendig war, aber Kreativität, Austausch, Öffnung zu ersticken begann. Dass der Außendruck auch Kreativität erzeugte, eine spannungsreiche Dichte an kulturellen, intellektuellen, wirtschaftlichen Leistungen erzwang, wird dadurch nicht unwahr. Aber diese Spannung

zwischen einer Provinz, die sich zusammenzieht und an ihrer Inzucht degeneriert, und dem vulkanischen Generieren in ihr wird auf Dauer kaum aufrechterhalten werden können.

Von Grenzen geht Spannung und Kraft aus, sofern sie nicht hingenommen, sondern als Herausforderung zur Überschreitung genutzt werden. Nichts muss mehr sein an diesen Grenzen, aber manches könnte sein. Würden die Grenzen mit einem Schlag weggezaubert, müssten sich die mittlerweile auch voneinander frei gewordenen Landesteile wohl erst mühsam zusammenraufen, Misstrauen überwinden, Konkurrenzkämpfe bestehen, wo welche Hauptstädte sind, wer welche Positionen besetzen darf.

Koordinatenveränderung, die Erweiterung von Denkräumen sorgt für Verunsicherung. Meinen Raum bis in die Trentiner Seitentäler auch nur denkend ausdehnen zu müssen, bis nach Außerfern und nach Kufstein und nach Lienz, kann mir auch Angst machen, macht mich kleiner – öffnet mir aber auch meine geschlossene Welt. Es hieße sich neuer Konkurrenz aussetzen, einem erweiterten Bezugsrahmen, was unseren lokalen Polit-, Kultur-, Wirtschafts- und vor allem auch Medienfürsten sehr gut täte, und es brächte die Chance auf Demokratisierung und Qualitätshebung durch eine größere kritische Masse. Denn letztlich ist jedes Stück Tirol für sich sehr klein, das ganze Tirol zusammen dagegen ein nicht mehr zu kleines, ein noch nicht zu großes Land, ein Gegenentwurf gegen Globalisierungsdruck und Einigelungsgefahr.

Freilich zeigen sich hier auch die Grenzen einer rein gedanklich-kulturellen Horizonterweiterung ohne Veränderung des politischen Rahmens. Solange die Länder faktisch geteilt bleiben, wird sich schwer wirkliche Gemeinsamkeit einstellen, kaum ein gemeinsamer Medienmarkt zu verwirklichen sein, wird alles, was in Kultur, Wirtschaft, Politik gemeinsam unternommen wird, letztlich krückengestützt sein. Wer das alte Tirol wirklich neu will, muss darüber hinausgehen. Und er darf nicht glauben, dass es von alleine wächst.

Wir haben ja, könnten wir sagen die Europaregion, aber dieser fehlt letztlich der Boden unter den Füßen, die kulturelle und politische Klärung, was das für ein Tirol sein soll. Ich habe mich auf den Begriff „Europalabor“¹¹ hinausgerettet, ein Ausprobieren dreier Länder über eine Staatsgrenze

¹¹ Peterlini 2008: 189

hinweg, was es an Möglichkeiten gibt, welche Antworten im Kleinen möglich sind, wie ein gültiges Tirol, in dem es um die Menschen geht und nicht um abstrakte politische Entwürfe, geschaffen werden könnte.

Voraussetzung dafür ist, dass Tirol nicht ausschließlich an die Tradition der Abwehr anknüpft, sondern auch jene der Aufnahme neu entdeckt, sonst startet es in Feindseligkeit, wo Versöhnung und Brückenbau nötig ist. Abwehr **und** Aufnahme – das scheint mir der Schlüssel zu sein, um dem Tiroler Mythos etwas von seiner Starre zu nehmen, das Land zu befreien vom Zwang, das Land befreien zu müssen. Nicht zerschlagen müssen wir den Mythos, denn er hat seine Bedeutung, wohl aber deuten lernen müssen wir ihn, ihn lichter, beweglicher machen. Nicht der ganze Mythos gehört auf den Müll, sondern die Blindheit gegenüber dem mythischen Rollenangebot: prüfen lernen, was da an wirklich Bedrohlichem ins Land kommt, entscheiden lernen, was an diesem vermeintlichem Bedrohlichen auch nützlich ist – ob das nun die Globalisierung ist, der Transit, Modetrends, Migration, endlich auch ein bisschen lernen, der Obrigkeit zu misstrauen und, mit Kant gesprochen, den eigenen Verstand zu verwenden. Denn letztlich sagt uns die Kehrseite des Mythos: draußen halten können wir gar nix, wir können aber sehr wohl mit allem, was von draußen rein kommt, gut leben lernen, wenn wir es mit Maß und Vernunft tun. Und wenn wir, wie Sisyphos, das Trotzdem wagen.

Und jetzt komme ich zur versprochenen Pointe zurück. Wendelin Weingartner war – als klarer Denker – nicht so enttäuscht wie befürchtet von meiner Tirol-Kritik, er schmunzelte, als Leute ihn anriefen, sie würden gern im Europalabor Tirol mitarbeiten, aber ganz glücklich war nicht. Geleuchtet haben seine Augen, als ich bei einer Diskussionsrunde der Jungen Generation in der SVP nach aller Demontage Tirols die Vision äußerte, mit 80 Jahren einen Pass zu haben auf dem folgendes steht: Bürger der Europäischen Union – Europaregion Tirol. Durnwalder saß daneben und sagte wörtlich, „das ist möglich“. Weingartner kam strahlend auf mich: „Das hättest du nicht gesagt, wenn du nicht zuerst dieses Buch geschrieben hättest.“ Damit hat er Recht. Um Tirol wiederzuentdecken, muss es in Schönheit und Schatten ausgeleuchtet werden: Tief falle das eine, hoch lebe das andere Tirol.